

Bernd Scheffer

Die Rezeption von Büchern und Filmen als Therapie ?

Abstract:

Aus theoretischen und praktischen Gründen gibt es einerseits kaum eine Möglichkeit, die Rezeption von einzelnen belletristischen Büchern und von einzelnen Spielfilmen sogleich schon als Therapie im Sinne der Psychotherapie zu verstehen, andererseits aber scheint es völlig unerlässlich, Mediennutzungen grundsätzlich in einen sehr starken Zusammenhang mit Emotionen und Emotionsproblemen zu bringen - mit einer unausgesetzt notwendigen Bearbeitung von Gefühlen und Gedanken, und diese fortlaufend erforderliche Bearbeitung von Gefühlen und Gedanken kann man dann in den Gesamtkontext einer unerlässlichen Dauer-Therapie stellen.

Mediennutzungen von Belletristik und von Spielfilmen finden als kognitive und vor allem als emotionale Prozesse statt. Wie erklärt man sonst, dass Menschen seit Urzeiten mit ungeheuerem Aufwand hinter Medien her sind? Wie erklärt man den riesigen Bedarf an Büchern, Filmen, Radio- und Fernsehsendungen, an privaten Telefonaten, Emails und SMS? Die Existenz derjenigen, die vor allem in Chat-Foren und Blogs, die bei den *Lokalisten*, bei *Facebook*, in *Twitter* und *Youtube* im wahrsten Sinne des Wortes „zu Hause“ sind, die vorwiegend dort ihre Emotionen regulieren, scheint fundamental gefährdet, wenn dieses „Second Life“ wegfallen würde.

Im kaum überschaubaren Gebiet der Medienwirkungsforschung gibt es bekanntlich zahllose Beiträge, die sich nicht nur mit schädlichen, katastrophalen, gewalttätigen Effekten der Mediennutzung, sondern auch mit den positiven, nützlichen, hilfreichen oder gar heilsamen Effekten von Büchern und Filmen befassen. Von den Katharsis-Theorien seit Aristoteles bis hin zu den Utopie-Konzepten der 60 er, 70 er und 80 er Jahre des letzten Jahrhunderts¹ - überall lassen sich Überlegungen finden, die zumindest als Hinweise auf einen therapeutischen Nutzen der Medienproduktion und der Medienrezeption verstanden werden können.

1982 erschien in der „edition suhrkamp“ der Band *Literatur als Therapie* von Adolf Muschg. Die Essays im Anschluss an eine Frankfurter Poetik-

¹ Geradezu programmatisch: *Literatur ist Utopie*. Hg. Gert Ueding: Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1978.

Vorlesung sind fast ausschließlich aus der Perspektive des schreibenden (nicht des lesenden) Autors verfasst. Muschgs Leiden an der Gesellschaft und am Selbst, über das, was uns immer wieder „betroffen“ (ebd. S. 43) macht, sind zu sehr auf seine eigenen emotionalen Probleme bezogen, um im vorliegenden Zusammenhang tatsächlich „debattenfähig“ zu sein. Schwerlich debattierbar sind z. B. Sätze wie „Die Kunst hilft nicht. Aber sie ist da, wo uns nicht mehr zu helfen ist; wo Hilfe nicht mehr helfen kann, nur noch Dasein.“ (ebd. S. 133).

Subjektive Statements über „Krankheit“ und über das, was sie gegebenenfalls geheilt haben soll, liest man in dichterischen Selbstinterpretationen und Autobiographien nicht eben selten, aber nie ist daraus ein Konzept mit Anspruch auf allgemeine psychotherapeutische Verbindlichkeit entwickelt worden. Offenbar versprach sich niemand einen allgemeinen Effekt dessen, was im besonderen Einzelfall geholfen hat. Im übrigen Muschg hat das Schreiben sogar als ein, mit charakteristischen Mitteln fortgesetztes „neurotisches Verhalten“ (ebd. S. 58) in Verdacht (besonders im Fall von Fritz Zorn *Mars* (1978); nähere Angaben siehe hier S. 4). Muschg schreibt: „Literatur als Therapie? Es scheint nicht so, als ob dies ihr Sinn, ja auch nur ihr Zweck sei; jedenfalls nicht für ihren Erzeuger. ‚Mars‘ kann Fritz Angst, der sich Zorn nannte, wieder besser Leben gelehrt noch ruhiger sterben geholfen haben.“ (ebd. S. 81)

Abgesehen von den geradezu regelmäßigen Statements, wie sehr vor allem das Schreiben geholfen hat, das eigene, krisenhafte Leben in Ordnung zu bringen, berichten zumal Schriftstellerinnen und Schriftsteller, teilweise emphatisch, von einschneidenden Leseerlebnissen. Berichte über Leseerlebnisse nennen Bücher, die ein Leben verändert haben: etwa bei Hermann Hesse, Wolfgang Koeppen, Peter Weiss, Friederike Mayröcker, Siegfried Lenz, Martin Walser, Peter Handke, nicht eigens zu reden von diesbezüglichen Aussagen zahlloser Autoren zwischen Goethe und Albert Schweitzer².

² Vgl. *Erste Lese-Erlebnisse*. Hg. Siegfried Unseld. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975. und *Lese-Erlebnisse 2*. Hg. Heinrich Pleticha: Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1978. - Ab 1980 leitete ich in der Strafanstalt Dieburg in Hessen ein Projekt „Literatur hinter Gittern“. In unserer konkreten Arbeit an Texten, aber auch in unseren Forschungen und Erhebungen hatten wir damals wenig Zweifel am therapeutischen Nutzen der Literaturproduktion und der Literaturrezeption von Strafgefangenen. In der *Sammlung Luchterhand* erschien eine Textauswahl mit dem Titel: *Durchgang bei geöffnetem Tor verboten. Geschichten, Satiren, Gedichte. Ein*

Die skizzierten Effekte des Lesens und Schreibens lassen sich mehr oder weniger ähnlich auch mit Filmerlebnissen verbinden. Jeder von uns könnte aus der eigenen Medienbiografie mehrere Beispiele nennen, wo Bücher und Filme im eigenen Leben tatsächlich etwas Bedeutsames bewirkt haben, was ohne diese begleitende einprägsame Mediennutzung wohl kaum denkbar wäre. Die meisten von uns haben in der einen oder anderen Phase ihres Lebens selber Gebrauch gemacht vom riesigen Angebot an Ratgeber-Literatur für die diversen Lebensaufgaben, die es nun einmal zu bewältigen gibt. Die meisten von uns haben in der einen oder anderen Phase ihrer Lebens gerade auch die Rezeption von Belletristik und Spielfilmen immer auch im Kontext eigener Sorgen, um nicht zu sagen: eigener „Neurosen“ realisiert, in der Hoffnung auf „Therapie“³.

Die jeweilige Art der Mediennutzung hängt eng mit den eigenen Dispositionen zusammen. Ich habe das Buch *Abschied von den Eltern* von Peter Weiss (1961) insgesamt dreimal gelesen: Bei der ersten Lektüre war ich tief erschüttert von Weiss' eindringlichen Suggestionen lebenslänglicher Verdammnis aufgrund einer problematischen Kindheit, an der die eigenen Eltern allein die Schuld tragen. Bei der zweiten Lektüre habe ich mich über den fast devoten Glauben von Peter Weiss an bestimmte psychoanalytische Grundannahmen maßlos geärgert: Wie kann man nur so masochistisch sein und sich für derart restlos determiniert halten⁴? - Und bei meiner dritten Lektüre des Buches *Abschied von den Eltern* konnte ich dann Jahre später gar nicht mehr so recht verstehen, wieso ich überhaupt einmal so stark zustimmend bzw. ablehnend auf das Buch von Peter Weiss reagiert hatte.

Gruppenbuch. Darmstadt: Luchterhand, 1983. - Vgl. auch: „Literatur hinter Gittern. Gespräche von Gefangenen über ihre Situation und über Literatur“. 60-Minuten-Feature (realisiert zusammen mit Rosemarie Altenhofer). Gesendet im Hessischen Rundfunk am 3. April 1981, HR I, 21-22 Uhr. Des weiteren: „Literarische Kompetenz von Strafgefangenen“. *SPIEL* (= Siegener Periodicum zur Internationalen Empirischen Literaturwissenschaft), Jg. 3, H 1 (1984), S. 141 – 170. - und „Schreiben hinter Gittern“. *Schreiben - Schreiben lernen*. Hg. Dietrich Boueke/Norbert Hopster. Tübingen: Gunter Narr 1985, S. 115 – 141.

³ Ich hoffe, ich finde die eine oder andere Zustimmung, wenn ich behaupte, dass es in unseren Breiten und in unseren Kreisen keine völlig neurose-freie Existenz gibt.

⁴ Ich hatte da ein komplettes Studium der Diplom-Psychologie hinter mir sowie eigene psychotherapeutische Ausbildungen und Arbeiten mit Klienten.

Häufig scheint ein möglicher therapeutischer Nutzen der Rezeption von Belletristik und Spielfilmen paradoxerweise darin zu liegen, dass man den direkten oder indirekten Empfehlungen der Bücher und Filme *gerade nicht* folgt, sondern dass man alle Selbstheilungs-Kräfte mobilisiert, um sich gegen die kontraindizierten, gelegentlich sogar „kranken“ Lösungsvorschläge zu wehren⁵. Die Notwendigkeit differenzierter Lektüre steht ohnehin einem klaren therapeutischen Nutzen bzw. Schaden entgegen: Selbstverständlich ist *American Psycho* (1991) von Bret Easton Ellis, geschrieben als fiktive Autobiographie eines Serienmörders, weder eine klare Anleitung zur intimen Kommunikation noch lässt sich das Buch als einfache Anleitung nutzen, wie man tunlichst nicht intim kommunizieren sollte.

Anlässlich der Autobiographie *Mars* von Fritz Zorn (1978) kann man sich etwa fragen: Was soll diese maßlose Auto-Aggression, den eigenen todbringenden Kehlkopfkrebs als „verdiente Strafe“ für ein nicht gelebtes Leben, für ungeweihte Tränen verstehen? Wie denn kann (neben dem Herausgeber Adolf Muschg) auch eine ziemlich große Leserschaft diesen Super-Masochismus so umstandslos akzeptieren und nicht als gefährlichen Blödsinn abtun? Selbstverständlich eignet sich *Mars* auch zu einer differenzierteren Lektüre, jenseits harter Polarisierungen.

Ich bestreite nicht rundweg einen therapeutischen Nutzen der Rezeption von Büchern und Filmen, aber ein therapeutischer Nutzen, der diesen Namen tatsächlich verdient, ist an viele zusätzliche, zudem eher selten gegebene Voraussetzungen gebunden. Nicht alles, was sich im weitesten Sinne als heilsam bezeichnen lässt, kann damit auch schon als „therapeu-

⁵ Ich will aus der eigenen Medienbiografie ein letztes Ereignis erwähnen: Eines Tages, ich war etwa 35 Jahre alt, beschloss ich (ich erhoffte mir allen Ernstes einen therapeutischen Effekt), alle melancholische Schriftsteller bzw. deren Bücher aus meinen eigenen häuslichen Regalen zu verbannen und sie beim Antiquar zu begraben. Natürlich blieb kaum etwas von meinem Bestand an Spitzen-Belletristik überhaupt noch übrig. Die depressiven Dichter sind stark in der Überzahl, vor allem wenn es auf Qualität ankommt. Bedauerlicherweise habe ich auch wertvolle Erstausgaben von Paul Celan verscherbelt, und manches peinliche Missverständnis ist mir unterlaufen: Den ganzen Thomas Bernhard habe ich weggegeben, weil ich damals keine Ahnung hatte, dass Thomas Bernhard auch ein ungeheuer komischer Autor sein kann, jedenfalls für einen Leser, der dafür in Stimmung ist. Übrigens hat die Verbannung der Melancholiker aus der eigenen Bibliothek therapeutisch wenig gebracht.

tisch“ begriffen werden. Das Essen eines gesunden Apfels hat sicher im weitesten Sinne einen heilsamen Nutzen, aber es wäre doch wenig plausibel, Apfelessen grundsätzlich als therapeutischen Akt verstehen zu wollen. Wenn wir hier von „Therapie“ reden, dann können wir - weil es ja nicht um Medikamente oder chirurgische Eingriffe geht – ohnehin nur das Modell der Psychotherapie näher ins Auge fassen.

Psychotherapie versucht, emotionale Störungen, versucht „Neurosen“, also ungewöhnlich starke, ungewöhnlich lang anhaltende, außerordentlich unangenehme, den eigenen Zielen unangemessene Gefühle zu behandeln. Das ist aber nicht die Standardsituation, in der wir täglich zum Buch greifen oder uns einen Film anschauen. Trotz aller Medienfaszination, trotz aller „Mediensucht“ lechzen wir nicht auf die Art und Weise nach Linderung wie ein von starken körperlichen oder seelischen Übeln geplagter Mensch. Man muss also die Bezeichnungen „Therapie“ reservieren für die die Behandlung von deutlichen physischen oder psychischen Störungen.

Und wenn man als weiteres notwendiges Kriterium von „Therapie“ noch hinzunimmt, dass die Diagnose der Störung und ihre Therapie professionell zu sein haben, dass sie also gewissen anerkannten wissenschaftlichen Standards genügen müssen, dann kann die übliche und verbreitete Rezeption von belletristischen Büchern und Spielfilmen allenfalls als eine Art von laienhafter Selbsttherapie erscheinen, die man aber gerade nicht mit anerkannter und professioneller Therapie verwechseln darf. In diesem Sinne kann von einem therapeutischen Nutzen der Rezeption von Büchern und Filmen eigentlich nur dann gesprochen werden, wenn Bücher und Filme innerhalb eines professionell und anerkannten therapeutischen Settings auf reflektierte und kontrollierte Weise eingesetzt werden – das heißt, wenn sie explizit als Bestandteil, wenn sie bewusst als Mittel einer offiziellen Psychotherapie eingesetzt werden. Dann aber sind Bücher und Filme allenfalls Faktoren, allenfalls Hilfsmittel einer Therapie, sie allein charakterisieren jedoch noch nicht das therapeutische Gesamtkonzept.

Vermehrt arbeiten und werben Psychotherapeuten damit, dass sie Medien, dass sie belletristische Bücher und Spielfilme als therapeutische Hilfsmittel einsetzen – im Kontext einer „Kunsttherapie“, „Musiktherapie“, „Schreibtherapie“, „Poesietherapie“, „Filmtherapie“ bzw. „Cinematherapy“ oder „Movietherapy“. Unter dem deutschen Stichwort „Filmtherapie“ verzeichnet *Google* 12.000 Einträge. „film therapy“ regist-

riert mehr als 14 Millionen Hinweise. Da liest man etwa „Tatsächlich hat sich in den letzten Jahren eine regelrechte Schule der Filmtherapie herausgebildet, die Filme zur Behandlung von Liebeskummer, Unsicherheit oder sogar bei Überschuldung einsetzen [...]“ (<http://kino-zeit.de>) Soweit ich sehen kann, betreffen indessen die wenigsten Einträge wirklich ernsthafte und bedeutsame therapeutische Konzepte. Meist ist „Filmtherapie“ bzw. „film therapy“ eine ziemlich kühne Metapher für gewisse heilsame Effekte, die man sich vom Ansehen bestimmter Filme erhofft. Die einzige deutschsprachige Monographie, die darüber hinausgeht, die einigermaßen seriöse Fragen nach einem halbwegs seriösen therapeutischen Nutzen stellt, ist das Buch von Otto Teischel: *Die Filmdeutung als Weg zum Selbst. Einführung in die Filmtherapie*. Hamburg: Books on Demand GmbH, 2007.

Die meisten der veröffentlichten Angebote sind hinsichtlich einer nennenswerten Therapie nicht sonderlich ernst zu nehmen. Die Therapeuten John W. Hesley und Jan G. Hesley proklamieren im Internet: „Rent two Films and lets talk in the morning“. Und Gary Salomon erklärt: „How movies inspire you to overcome Life's Problems.“ Dort soll der Film *Und täglich grüßt das Murmeltier* (1993) es bewerkstelligen, alte, starre Verhaltensmuster zu durchbrechen. Die Observation einer mutigen Filmtat motiviere uns zu einer mutigen Tat in der eigenen Realität. Kaum etwas von dem, was ich bei einer ersten Durchsicht ermittelt habe, kann als wirklich diskutabel akzeptiert werden. Die meisten Vorschläge, die gemacht werden, sind eher absurd.

Es zeigen sich Dilettantismus, Scharlatanerie, Quacksalberei. Recherchiert man, welche Buchtitel und welche Filmtitel als Therapie von Psychologen und Ärzten empfohlen werden, um die eine oder andere Lebenskrise zu bewältigen, dann stößt man auch auf ziemlich problematische Empfehlungen: Ehepaare mit Kindern, die sich trennen wollen, sollten sich zuvor das Scheidungsdrama, den Film *Kramer gegen Kramer* (1979) ansehen. Doch dieser Film verbietet, jedenfalls in der undifferenzierten Rezeption, grundsätzlich jegliche Trennung (und so könnten die ohnehin vorhandenen Angst- und Schuldgefühle realer Eltern, die den Film umstandslos therapeutisch nutzen wollen, ins Überdimensionale wachsen).

Die Internetseite „filmtherapy.com“ empfiehlt bei sexuellen Problemen, sich den Film *Kinsey* anzuschauen oder etwa auch eine Verfilmung von *Dr. Jekyll und Mr. Hide* - und da man fragt sich in der Tat, welche speziel-

le Lösung mit diesem Vorschlag ins Auge gefasst wird? Dass man tagsüber ein braver Mann sein soll, der sich nachts in ein Monster zu verwandeln hätte? Das ist so absurd, als man besorgten Paaren, die die eigene private Liebe dauerhaften festigen wollen, empfehlen, sich an *Bonnie und Clyde* (1967) oder an Micky und Mallory aus *Natural Born Killers* (1994) ein Beispiel zu nehmen: Immerhin beweisen beide Filme, dass nur gemeinsames Morden ein Paar wirklich auf ewig zusammenschweißt. Sexuell gehemmten Frauen wäre dann entsprechend das Vorbild von Sharon Stone in *Basic Instinct* (1992) zu empfehlen? Immerhin meinen ja einige renommierte Sexualwissenschaftler und Sexualtherapeuten, ein gewisses Maß an Perversion sei die Basis einer dauerhaften intimen Beziehung. Wie auch immer: Man kommt in Teufelsküche, und Teufelsküche ist zwar ein unbedingt attraktiver Ort bei guten und interessanten Büchern und Filmen, aber Teufelsküche ist mit Sicherheit kein Ort, wo auf direktem Wege therapeutische Lebenshilfen für unsere reale Alltagswelt ausgegeben werden. Auch wenn es keine ontologische Garantie für die Differenz von Realität und Fiktion gibt, so bedeutet das ja nicht, dass in der Lebenspraxis bzw. in der therapeutischen Praxis alle Unterschiede schlicht vergessen werden könnten. Anders gesagt: Interessante und gute belletristische Bücher bzw. Spielfilme sind im hohen Maße dadurch charakterisiert, dass sie gerade keinen ernsthaft realisierbaren therapeutischen Vorschlag enthalten. Bücher und Filme sind umso besser, je weniger sie von unmittelbar therapeutischen Nutzen sind. Goethes *Werther* zeigt allenfalls, wie man es nicht machen soll. Kafkas *Vor dem Gesetz* oder Becketts *Warten auf Godot* lassen sich kaum als therapeutischer Crashcourse in Sachen Geduld verstehen. Bücher und Filme, die hingegen direkt umsetzbare Vorschläge darbieten, tendieren zur Trivilliteratur und zum Trivialfilm.

Noch stärker als bei Medikamenten und chirurgischen Eingriffen, kann bei der Mediennutzung die gleiche Maßnahme, kann das gleiche Buch, kann der gleiche Film, ohne dass sich irgendetwas an der dargebotenen Form und am dargebotenen Inhalt ändert, bei den einzelnen Nutzern in höchst unterschiedliche Richtungen wirken: in der Regel therapeutisch sehr begrenzt, aber unter gewissen, aufs Ganze sehr seltenen Umständen offenkundig katastrophal, bei Amokläufern etwa. Die katastrophalen, tatsächlich mörderischen Folgen bestimmter Mediennutzungen bei Robert Steinhäuser oder Tim Kretschmer heben freilich wiederum allein den anti-therapeutischen Effekt der Mediennutzung über Gebühr her-

aus, denn Millionen andere Mediennutzer haben die gleichen Filme gesehen und die gleichen Computerspiele gespielt und sind nicht zu Massenmördern geworden⁶.

Dass bestimmte Mediennutzungen unter bestimmten sozialen und persönlichen Voraussetzungen therapeutisch geradezu kontraindiziert und lebensgefährlich sind, lässt sich anhand der spektakulären Ausnahmen zwar sehr viel leichter veranschaulichen und konzeptualisieren als ein möglicher positiver Nutzen, aber auch ein offenkundiger therapeutischer Schaden bildet bei der Rezeption von Büchern und Filmen eine extreme Ausnahme. Natürlich ist Jugendschutz im Prinzip sinnvoll, ebenso wie es im Übrigen sinnvoll ist, dass Psychotherapien einer Kontrolle unterliegen. Bekanntlich ist nicht alles, was sich „Therapie“ nennt, tatsächlich heilsam.

Die skizzierten Überlegungen sollen veranschaulichen, dass die Rezeption von *einzelnen* belletristischen Büchern und von *einzelnen* Spielfilmen keineswegs sogleich schon als Therapie verstanden werden kann. Andererseits aber scheint es mir, wie eingangs gesagt, völlig unerlässlich, Medienwirkungen grundsätzlich in einen sehr starken Zusammenhang mit Emotionen und emotionalen Problemen zu bringen - mit einer unausgesetzten Bearbeitung von alltäglichen, aber eben oft auch schwierigen, schwer erträglichen Gefühlen.

Die Frage, ob Bücher und Filme als Therapie fungieren können, lässt sich nicht empirisch, sondern ausschließlich theoretisch entscheiden. Mediennutzung kann nicht nicht eine Wirkung haben, hat also stets eine Wirkung, von Fall zu Fall und im einzelnen freilich verschieden - im Spektrum von ziemlich peripher bis hin zu nachhaltig, spektakulär, dramatisch, drastisch, traumatisch oder eben auch äußerst heilsam. Was aber

⁶ Da mag es auch breite Grauzonen potentieller Gefährdung geben. Einigermaßen irritiert lese ich auf einer Internetseite unter der Rubrik „Diese Filme geben Mut und Hoffnung“: „*Fight Club* hat meine Sicht der Welt komplett umgekrempelt ...“. Wenn damit allerdings die film-interne Weltsicht des „*Fight Club*“ gemeint ist, dann geht es um eine psychotische, paranoide, faschistische Weltsicht und man müsste sich größte Sorgen um den „Umgekrempelten“ machen. Wenn dagegen eine Weltsicht gemeint ist, die distanziert und kritisch auf die interne Weltsicht eines zweifellos wichtigen und interessanten Films blickt, dann sieht die Sache freilich wieder völlig anders (und das obige Statement beträfe tatsächlich einmal einen kathartischen Effekt).

ist die grundlegende, theoretisch zu konzipierende und empirisch nicht mehr zu fassende Basis dieser unvermeidlichen Wirkungen?

Wenn man menschliches Bewusstsein veranschlagt und über dieses Bewusstsein, weil man es ja nicht direkt beobachten kann, plausible Unterstellungen vornimmt, dann kann man in der Tat so etwas wie eine permanente Selbstbeobachtungen bzw. Selbstkommunikation auf kognitiver und vor allem auf emotionaler Ebene ansetzen – paradoxerweise durchaus auch „selbstvergessen“, also ohne dass einem diese permanente Selbstkommunikation überhaupt bewusst werden muss. Und diese, also meist selbstvergessene, nur im Krisenfall bewusst werdende Selbstkommunikation wäre dann auch der zentrale, abstrakt zu denkende Ort, an dem fortlaufend vorzugsweise emotionale Probleme bearbeitet werden müssen, welcher Art auch immer sie sein mögen.

Operationalisieren kann man diese Selbstkommunikation in der Form eines unausgesetzten „Inneren Gesprächs“, wobei man keinesfalls annehmen darf, dieses meist stumme, bewusstlose „Innere Gespräch“ ließe sich außen unmittelbar durch gesprochene Sprache dokumentieren, ließe sich „laut“ stellen. Die allseits zu hörende Aufforderung „Sag doch einfach, was Du denkst und fühlst!“ ist eigentlich eine ganz falsche Aufforderung, weil sie eine direkte Äußerung, weil sie eine simple „Veröffentlichung“ verlangt, die es tatsächlich gar nicht geben kann. Jede erfasste Gefühlsäußerung arbeitet, je nach Zweck, mit mehr oder weniger brauchbaren (Selbst-) Unterstellungen.

Jede Mediennutzung, sei sie nun therapeutisch bedeutsam oder (wie zu meist) therapeutisch völlig peripher, findet im Zusammenhang mit einer „endlos autobiografischen Tätigkeit des Bewusstseins“ statt⁷. Gemeint ist ein theoretisches Konzepts, wonach menschliches Bewusstsein ständig an einer, freilich wechselnden eigenen „Geschichte“ arbeitet, wonach man ständig im eigenen „Lebensroman“ etwas einordnen und zurechtrücken muss, wonach wir zu dieser, nie ans Ziel kommenden Tätigkeit geradezu verdammt sind, eben weil wir Bewusstsein haben. Und hier dominieren die Emotionen alle Kognitionen, Gefühle geben hier und im Fall der Rezeption belletristischer Bücher und bei Spielfilmen die (spätere) Art des Denkens (darüber) vor.

⁷ Bernd Scheffer. *Interpretation und Lebensroman. Zur einer konstruktivistischen Literaturtheorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1992.

Alle Bewusstseins-Prozesse sind, so lautet der Vorschlag, zutiefst medial geprägt. Medialität ist hierbei nicht etwas, was erst später durch den Gebrauch einzelner konkreter technischer Medien hinzukommt, vielmehr ist die Selbstkommunikation von vornherein medial. Deshalb können konkrete Medien permanent andocken, deshalb kann (wenn auch nicht ohne Vorsicht) von einer generellen „Mediensucht“ sprechen, bei wem auch immer. Mönche oder Eremiten haben zwar nicht unsere üblichen Medien, aber selbstverständlich sind sie hochgradige Mediennutzer – im Gebet, im Fasten, in der Meditation.

Bewusstsein ist auf Lebenssteigerung programmiert, aber weil die genaue Richtung dieser Steigerung gerade nicht vorbestimmt ist, weil die Ziel drift des Bewusstsein gerade nicht spezifiziert ist, haben Medienangebote eine im einzelnen zwar geringe, in der Gesamtheit aber kaum zu überschätzende Macht. Die einzige wirkliche bedeutsame Weltherrschaft, die ich außer der Macht des Geldes noch nennen würde, wäre die Weltherrschaft der Kultur, der Medien, der Bücher, insbesondere die offenkundige Weltherrschaft des (Hollywood-)Films. Politische Herrschaft ist demgegenüber, jedenfalls in der Perspektive des Bewusstseins, nachgeordnet. Salopp gesagt: Bewusstsein ist ein unersättlicher Affe, der fortlaufend nach spektakulärerem Zucker verlangt, und genau hier koppeln Medien und nur Medien an. Medien spielen alles andere als eine Nebenrolle im Prozess der Selbstkommunikation, in einem Prozess der fortlaufend nötigen Selbstkorrektur bzw. Selbst“therapie“. Das ist freilich ein „Therapie“konzept, dass jedem klinischen Therapie-Konzept vorgeordnet ist, und daher einen anderen Namen braucht (wie etwa „permanente Selbstkommunikation“ oder „Bewusstsein“), freilich auch ein Konzept, dass erklären kann, warum überhaupt so etwas wie Psycho-Therapie im engeren Sinne geradezu regelmäßig erforderlich wird.

Warum sind wir so versessen auf Medien? Warum sind wir so energisch und mit immensen Aufwand hinter den Medien her? Warum fragen wir uns, wenn wir zu den letzten Seiten eines spannenden Buches gekommen sind, wie unser Leben danach überhaupt gut weitergehen soll, wenn wir das Buch zu Ende gelesen haben. Das Ende eines Films erscheint manchmal (und immer noch) wie das unangenehme Aufwachen aus ei-

nem Traum. Die Aussicht auf das abendliche Fußballspiel im Fernsehen rettet das Seelenleben, jedenfalls das des Fans schon im Morgengrauen⁸. Einzelne Medien-Ereignisse mit einzelnen Büchern und Filmen spielen, wie gesagt, nur ausnahmsweise eine große Rolle, spiele nur ausnahmsweise eine Rolle, die die Bezeichnung „Therapie“ verdient, aber unsere gesamte Mediennutzung, unsere gesamte Medienbiografie ist geradezu identisch mit unserer Gesamt-Biografie. Es gibt wohl kein Ereignis in unserem Leben, das nicht kulturell und medial eingefärbt wäre oder sogar von Grund auf kulturell und medial kreiert worden wäre. Am Beispiel der kulturell und medial veränderten Liebeskonzeptionen ist dies vielfach dargelegt worden. Mediennutzung lässt sich allen Ernstes als Liebeserfahrung verstehen.

Die Mediennutzung verspricht - wie Liebe - dem Bewusstsein die imaginäre Überwindung seiner Geschlossenheit, die Überwindung seiner eigentlich unüberwindlichen Isolation. Medien und Liebe als Medium bieten dem Bewusstsein die äußerst effektive, wenn auch täuschende Erfahrung des direkten Anschlusses an die Welt und an die Welt anderer. Medien und Liebe als Medium bieten die Erfahrung eines gesteigerten Lebens. Die Weltmacht der Medien, spezielle Erfolg des Films und des Fernsehens liegt weniger in ihrer technisch-materiellen Stärke, sondern hauptsächlich darin, dass sie den Eigenschaften des Bewusstseins grundsätzlich entsprechen, dass sie das technisch konkretisieren, was schon immer als Spielmöglichkeit des Bewusstseins möglich war, sich etwas vorzustellen, sich etwas zu erträumen, Ängste und Wünsche zu haben und ihre Einlösung zu imaginieren.

Im Zuge der Mediennutzung können - als „Probehandeln“ - Lebensfragen durchgespielt werden. In welcher Welt will ich leben? Wie kann ich persönlich leben? Wie soll mein/unser Leben sein bzw. wie soll/darf es keinesfalls werden? Allerdings geht es dabei keineswegs nur um grandiose Fragen. Man kann Lebenssteigerungen und Liebeserfahrungen nämlich durchaus auch unpathetisch fassen, sie als ganz alltäglich hinnehmen, als die nie zu beantwortende, aber eben auch nicht zu unterlassende, regelmäßige Frage nach dem „richtigen“ Leben. Gemeint sind also Fragen, die jede Bewusstseinstätigkeit fortlaufend auffällig/unauffällig begleiten.

⁸ Für mich jedenfalls gilt: Fußball als Medium tröstet, schafft Sinn, steigert das Leben. Sein therapeutischer Nutzen ist unüberbietbar, macht aber auch süchtig, weil man nie wirklich satt wird.

Liebe ist das Supermedium, Liebe ist das exemplarische Medium schlechthin. Wenn man verstehen will, wie Medien funktionieren, muss man die Kommunikationsstrukturen der Liebe beobachten, und umgekehrt: Wenn man die Kommunikationsstrukturen der Liebe verstehen will, muss man beobachten, wie Medien funktionieren. Dieser pompöse Zugriff auf Liebe geht keineswegs am Thema des vorliegenden Aufsatzes vorbei: Denn nichts entbehrt das Bewusstsein so sehr wie die „Therapie“ durch Liebe. Aber es handelt sich leider oder gottseidank um eine endlose Dauer„therapie“. Das Ziel ist nie erreicht, es muss fortlaufend weitergehen.

Medien sind hierbei völlig unentbehrlich. Sie dienen positiver „Therapie“ und negativer „Therapie“ zugleich, einander zum Verwechseln ähnlich. Mediennutzungen heilen uns, und sie machen uns krank, und wenn man sehr viel Glück hat, ist das Verhältnis zumindest ausgewogen - und solche Frage, wie sie hier verhandelt wurden, müssten sich überhaupt nicht mehr stellen.